

Liebe Leser unserer Mitteilungen und Freunde unseres Hauses Königstein!

Bereits im 2. Jahrzehnt arbeitet unser Institut in Geiß-Nidda und Sie erhalten von dort vierteljährlich unsere Mitteilungen. Wie schon so oft weist das jetzt Ihnen vorliegende Heft auf einen Papstbesuch in einer europäischen Region hin. Wenn Papst Franziskus im September die drei baltischen Staaten besucht, sehen und hören wir ihn in den Medien in Litauen, Lettland und Estland auch an Orten, wo sudetendeutsche Missionare und Schwestern gewirkt haben. Auch Königstein mit seinem Vaterhaus der Vertriebenen und mit dem Kongress *Kirche in Not* hat der Kirche im Baltikum viele Jahre bis zur Wende geholfen, auch mit dem *Institutum Baltikum* und nicht zuletzt mit dem kleinen Gebetbüchlein *Maria, rette uns*, das in verschiedenen Sprachen erschienen ist und in 5. deutscher Auflage über 100 000 Mal gedruckt wurde. Wir stellen es auf Seite 29 vor und bieten Ihnen die letzten Exemplare an.

Unser 1. Vorsitzender Pfarrer Gehrman schreibt in diesem Heft über das Motto im Staatswappen Tschechiens und hinterfragt die Aussage „Die Wahrheit siegt“. Sein Aufsatz über den Präsidenten T. G. Masaryk in den Mitteilungen 2-2018 ist sehr gelobt und oft nachbestellt worden. Andere Artikel in diesem Heft sind Gedenktagen dieses Jahres gewidmet.

Nachdem das Buch *Mein langer Weg nach Moskau. Ausgewählte Erinnerungen* unseres 2. Vorsitzenden Adolf Hampel auch in russischer Übersetzung erschien, wurde der Autor nach Moskau eingeladen, wo er im Rundfunk ein langes Interview gab. Dabei konnte er auch ausführlich über die Lage der Sudetendeutschen nach dem Krieg berichten. Das tut er auch in der zweiten deutschen Auflage seines Buches, die rechtzeitig zu seinem 85. Geburtstag am 7. September erschien. Dazu gratulieren wir ihm und wünschen ihm weiterhin viel Kraft und Gesundheit.

Für die nächste Ausgabe unserer Mitteilungen können wir schon jetzt Beiträge über das Schicksalsjahr 1938 ankündigen, als im Münchner Abkommen das Sudetenland an das Deutsche Reich angegliedert wurde. Wir werden zeigen, wie sich die Kirche dieser neuen Lage stellte und die Seelsorge neu regeln musste. Vorgesehen ist im nächsten Heft auch eine Übersicht über Gedenktage 2019, wozu wir von Lesern gebeten wurden.

Wir wünschen Ihnen bei der Lektüre dieses Heftes viel Freude und bitten Sie auch weiterhin um Ihre Unterstützung.

Im Namen des Vorstandes und der Mitarbeiter grüßt Sie von Herzen

Ihr



„Die Wahrheit siegt“ – Anmerkungen zum Staatsmotto der Tschechoslowakei

Heuer jährt sich der Gründungstag der Tschechoslowakischen Republik zum 100. Mal. Der junge Staat gab sich 1918 das Motto „Die Wahrheit siegt“. Die Wahl des Staatsmottos geht auf den Vorschlag des Gründerpräsidenten Masaryk zurück, der damit ein Zitat von Jan Hus aufgreift. Für viele Sudetendeutsche wirkt dieses Motto geradezu zynisch. Denn auf der Pariser Friedenskonferenz operierten tschechische Vertreter mit unwahren Angaben. Sie legten Karten vor, auf denen die Verteilung der deutschen Bevölkerung in Böhmen als auf vier isoliert liegenden Sprachgebieten erschien. Dabei erreichte die deutsch-tschechische Sprachgrenze die deutsch-böhmische Landesgrenze nur an einer einzigen Stelle und zwar bei Bad Kudowa in der Grafschaft Glatz. Man hat also auf böhmischer Seite zwischen Grätzen und Braunau der Grenze entlang reisen können, ohne durch tschechisches Sprachgebiet zu kommen. Der deutsche Bevölkerungsanteil wurde um eine Million geringer angegeben, als er tatsächlich war. Darüber hinaus versprach man gegenüber den Westmächten, dass die neue tschechoslowakische Republik eine Art zweite Schweiz werden sollte, in der verschiedene Sprachgruppen friedlich und gleichberechtigt nebeneinander leben sollten. Gerade diese Behauptung hat sich im Nachhinein als politische Zwecklüge erwiesen. Der neue Staat entwickelte sich zu einem Land, in dem die Tschechen auf allen Gebieten bevorzugt wurden und den Staat völlig dominierten. Bei der Staatsgründung versuchte man, bewusst, vor allem an hussitische Traditionen anzuknüpfen. So wurde der Neohussitismus, dessen wesentlicher Bestandteil die Deutschefeindlichkeit ist, zur staatsleitenden Ideologie. Möglicherweise hat man die tschechische Haltung deshalb als zynisch empfunden, weil man von Seiten der Deutschen Wahrheit allein im Sinne von Wahrhaftigkeit, also Wahrheit als Gegenteil von Lüge, gedeutet hat. Der Umstand, dass tschechische Vertreter auf der Pariser Friedenskonferenz aber geradezu einen sehr kreativen Umgang mit Fakten und Wahrheiten pflegten, legt sich mir die Frage nahe, ob mit Wahrheit vielleicht noch etwas anderes gemeint sein könnte, als wir auf das erste Hinhören hin mit dem Begriff Wahrheit verbinden. Hier ergeben sich Aufschlüsse über das Scheitern eines Staates, dessen Gründung mit so viel Hoffnung aber auch Ungewissheit und Widersprüchlichkeit verbunden war.

Um welche Wahrheit geht es?

Der Satz „Was ist Wahrheit?“ begegnet uns schon in der Bibel als Antwort des Pontius Pilatus auf den Anspruch Jesu Christi, für die

Wahrheit Zeugnis ablegen zu wollen.¹ Der Wikipedia-Artikel über den Begriff der Wahrheit umfasst allein schon 28 Seiten. Es gilt daher, hier einige begriffliche Eingrenzungen vorzunehmen.

Zunächst einmal begegnet uns der Begriff der Wahrheit in unserem Alltag. In diesem alltäglichen Sinne wird die Übereinstimmung von Urteilen oder Aussagen mit einer Tatsache, einem Sachverhalt oder aber der Wirklichkeit als Wahrheit verstanden. Dabei kann die Wahrheit einer Aussage über einen Sachverhalt überprüft werden. Gibt es zwischen den getätigten Aussagen und dem tatsächlichen Sachverhalt keine Übereinstimmung, sind wir gewohnt, von einer falschen Aussage oder Irrtum zu sprechen, wenn jemand aus mangelndem Wissen eine Antwort gegeben hat, die einer Überprüfung durch Faktencheck nicht standhält. Wenn beispielsweise jemand auf die Frage: „Wann fährt der nächste Zug von Köln nach Bonn?“ Die Antwort erhält: „Ich glaube, in genau fünf Minuten, bin mir dessen aber nicht sicher“, und nach Studium des Fahrplans stellt sich heraus, dass das nicht stimmt, dann handelt es sich um eine irrtümliche Antwort. Gibt der Antwortende aber bewusst eine falsche Antwort, um den Fragenden hinters Licht zu führen, sprechen wir von vorsätzlicher Täuschung oder Lüge.

Das Lügen halten wir in der Regel für besonders verwerflich. Als Seelsorger höre ich auch in der heutigen Zeit noch relativ viele Kinderbeichten. Manchmal pflege ich im Anschluss an die Beichte das Kind zu fragen, welche der gebeichteten Sünden wohl die schlimmste sei. Bis auf wenige Ausnahmen wird das Lügen als die schlimmste Sünde bezeichnet. Das Lügen ist deshalb so schlimm, weil es das Vertrauen zwischen Menschen zerstört, wenn die Lüge als solche einmal entlarvt ist. Das gilt aber nicht nur im alltäglich-zwischenmenschlichen Bereich, sondern im Besonderen auch in der Politik. Wenn das Vertrauen in die Menschen, die uns regieren sollen, durch Lügen korrumpiert wird, wirkt sich das letztlich zerstörerisch auf das Gemeinwesen aus, weil Menschen sich dann entweder radikalen Lösungen zuwenden, oder aber den Rückzug ins Private antreten, nur noch für sich selber sorgen. Wie eingangs schon erwähnt, haben tschechische Vertreter bei den Friedensverhandlungen in Paris über Anzahl und Verbreitung der Deutschen in den böhmischen Ländern die Unwahrheit gesagt und damit von Beginn an das Vertrauen zu den Deutschen im eigenen Land erheblich beschädigt.

Neben der Wahrheit im Gegensatz zum Irrtum und der Lüge im alltäglichen Bereich, interessiert bei der Behandlung eines politischen Themas noch die Existenz von themenrelevanten Ideologien, die für die ihr anhängende Gruppe ebenfalls Wahrheit darstellt, die aber nicht hinterfragt werden kann, weil die Hinterfragung die Existenz eines ideologischen Systems gefährdet. Der Satz: Die Juden sind

1 Vgl.: Johannes 18,38.

unser Unglück, konnte zur Zeit des Nationalsozialismus nicht hinterfragt werden, es sei denn man nahm Verfolgung und die Verbringung in ein Konzentrationslager in Kauf. Jede Ideologie, der Marxismus-Leninismus, der Faschismus usw. haben ihre „Wahrheiten“, die nicht hinterfragt werden können, weil die Bezweiflung einer solchen ideologischen Wahrheit die beabsichtigte Sinnstiftung für die Nachvollziehbarkeit von Handlungen, die in einem ideologiefreien Kontext als sinnlos oder sogar als verbrecherisch angesehen werden können, untergräbt. Deshalb können solche Ideologien auch als politische Religionen angesehen werden, weil wesentliche Grundlagen des systeminternen Denkens geglaubt werden müssen und nicht bewiesen werden können. Der Nationalsozialismus bediente sich beispielsweise des Mythos vom „Ewigen Juden“, um diese Gruppe entrechten, verfolgen und schließlich vernichten zu können.

Vor allem zwei Faktoren erweisen sich bei ideologischen politischen Systemen als entscheidend für die Verwertbarkeit von Mythen. Zum einen soll der Mythos die Herrschaft der einen und die Unterdrückung der anderen Gruppe als Notwendigkeit begründen, zum andern ist es das Ziel dieser Mythenbildung dazu beizutragen, jegliches Handeln der herrschenden Gruppe einer rationalen Diskussion zu entheben.² Durch die der Gesellschaft auferlegte Verpflichtung zum Glauben an die politischen Mythen als zu glaubende Wahrheiten, wird das Recht des einzelnen Menschen, durch Abwägen von Argumenten zu einer politischen Entscheidung zu kommen, schwer beeinträchtigt, bei staatlicher Sanktionierung des Zweifels an den Mythen gar unmöglich gemacht. Der bewusste Einsatz von politischen Mythen, durch welche die Vorherrschaft einer Gruppe von Menschen und die Unterdrückung einer anderen Gruppe im selben Staat als Notwendigkeit zur Erreichung eines Staatsziels, das mit einer Heilsverheißung verknüpft ist, postuliert wird, kann daher je nach Grad der vom Staat auferlegten Glaubensverpflichtung als Gradmesser des Unrechts in einem politischen System gewertet werden.³

Der vor allem in Böhmen weit verbreitete Neohussitismus, auf politischen Mythen basierend, die einen ewigen deutsch-tschechischen Gegensatz zum Inhalt haben, war auch die staatstragende Ideologie des neu entstandenen tschechoslowakischen Staates. Wir werden uns mit dieser „politischen Religion“ noch näher beschäftigen müssen.

2 Vgl.: Voegelin, Eric, Die Politischen Religionen, in: Opitz, Peter J. (Hrsg.), Wilhelm Fink Verlag, München 1993, S. 53.

3 Vgl.: Gehrman, Helmut, Tschechischer nationaler Mythos als politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948, Gerhard Hess Verlag, Bad Schussenried 2016, S. 21.

Es geht um den Sieg tschechisch-nationaler Gedanken

„Die Wahrheit siegt“ geht auf Jan Hus zurück. Hus war Theologe und in der Tat ging es ihm um den Sieg von Wahrheit in theologischem Sinn. Hus vertrat in vieler Hinsicht gegenteilige Positionen zur katholischen Lehre, die im Einzelnen darzulegen, den Rahmen dieses Artikels sprengen würde. Hus wurde in Konstanz der Prozess gemacht und er wurde als Ketzer verbrannt. Obwohl er, durch die weltliche Brille gesehen, scheinbar verloren hat, drückt der Satz: „Die Wahrheit siegt“, in diesem Zusammenhang aus, dass sich letztlich eine höhere Macht durchsetzt. Die Wahrheit Gottes wird am Ende siegen, weil Gott das letzte Wort haben wird und nicht menschliche Machthaber. Hus drückt damit aus, dass sich mit der Zeit zeigen wird, dass er recht hatte, auch wenn er auf dieser Welt zunächst mit seinem Anliegen gescheitert ist.

Doch seit Hus hat die Aufklärung stattgefunden. Nicht mehr Gott ist für das Heil der Menschen verantwortlich, sondern man huldigt der Überzeugung, dass der Mensch selber die Geschicke der Welt zur Verwirklichung des eigenen Glückes leiten kann. Der Mensch setzt sich selber an die Stelle Gottes. Damit wird aber auch der christliche Erlösungsgedanke säkularisiert. Denn nun ist es nicht mehr Jesus Christus, der uns die Pforten des Paradieses einmal im Jenseits öffnet, sondern das muss der Mensch nun selbst bewerkstelligen. Dabei behält man aber das in der Bibel vorgeprägte Erlösungsschema bei, das im Wesentlichen in folgendem Dreierschritt besteht:

1. Es gab einen paradiesischen Urzustand.
2. Durch den Sündenfall wurde der Zustand der Glückseligkeit durch die Vertreibung aus dem Paradies beendet.
3. Ein Messias, eine Erlösgestalt muss kommen, um den Menschen das Tor zum Paradies erneut zu öffnen.

Diese Funktion hat in der christlichen Heilsgeschichte Jesus Christus übernommen. Wenn – nachaufklärerisch gedacht – der Mensch sich selbst genügt, bedarf es keines göttlichen Erlösers mehr, der Mensch kann die Aufgabe der Erlösung selbst übernehmen. Neuer Ort der anzustrebenden Glückseligkeit ist aber nicht mehr der Himmel sondern die konkrete Nation, zu der man gehört. Dennoch konnte man trotz der Abschaffung Gottes immer noch gewisse Erlösungsbedürftigkeiten erkennen. Es gab Missstände wie Armut, Hungersnöte und politische Unterdrückung.

Wie selbstverständlich wurde angenommen, dass es einmal einen glücklichen Urzustand der Menschen gab, der durch ein Unglück, durch das Versagen einer Gruppe von Menschen verursacht sein musste. Daraus zog man den Schluss, dass es dem Menschen wieder möglich sein müsse, die Folgen des Bruches und die davon verur-

sachten negativen Entwicklungen wieder rückgängig machen zu können. Man ersehnte eine Art Messias, der die Folgen des Niedergangs behebt und die Schuldigen für die Abwärtsbewegung bestraft. Alle Ideologien der Neuzeit folgen im Grunde dieser säkularen messianistischen Deutung.

Die Tschechen sahen sich, ausgehend von Herders Meinung, die Slawen seien von Natur aus „Taubennaturen“, dazu berufen, der Welt die wahren Werte des Humanismus zu bringen. Hinzu kommt, dass durch eine romantische Geschichtsbetrachtung der tschechische Historiker Palacky die Tschechen nicht als Summe von Einzelindividuen auffasst, sondern die tschechische Nation als, ständig gegen die schlimmen Deutschen kämpfendes, heroisches Gesamtsubjekt beschreibt. Dadurch legen sich folgende Ableitungen nahe:

1. Die tschechische Nation als messianistisch berufenes Gesamtsubjekt. Jemand, der von Gott erwählt ist, der Welt die wahren Werte zu bringen, muss dieser Welt keine Rechenschaft ablegen. Man tut, was man tut, im Auftrag einer höheren Idee, einer größeren Sache. Man leiht dieser höheren Idee sozusagen nur die eigene physische Gewalt.
2. Die Gegner einer schönen neuen Welt, die sich in einer Nation manifestiert, haben, wie von Rousseau gedanklich entwickelt worden ist, als Frevler an der Nation als Ort der zukünftigen Glückseligkeit, als „Verdammte“, keine Rechte mehr. Sie sind dem Untergang geweiht, gleichsam einem Naturgesetz folgend.

Also stehen die Deutschen durch ihr Anderssein der Verwirklichung des höheren Auftrages, der die tschechische Nation in eine glückliche Zukunft führen soll, im Wege. Sie stehen dem messianistischen Auftrag der Tschechen entgegen und verlieren deshalb in Böhmen ihre Daseinsberechtigung. Wenn auch im 19. Jahrhundert die Mission der Tschechen nicht mehr in der Verbreitung des wahren christlichen Glaubens gesehen wird, sondern in der Verbreitung des Humanismus, bleibt dieses dualistische Gedankengebäude bestehen.

So wird Jan Hus in der ersten Tschechoslowakischen Republik ab 1918 nicht so sehr als kirchlicher Reformator gefeiert, sondern vor allem als „Feind der Deutschen“, wie der Tscheche Emanuel Radl anklagend schreibt: „Sicher ist Hus, so wie er bei uns geehrt wird, ein reiner tschechischer Nationalheld. Der Tag seiner Verbrennung ist ein Staatsfeiertag, daher auch für die Deutschen. Wie können aber die Deutschen diesen Tag in ehrlicher Weise feiern, wenn Hus zugegebenermaßen als ihr Gegner gefeiert wird?“ Und an anderer Stelle: „Seine [Hussens] Deutschfeindlichkeit kann nicht Gegenstand staatlicher Feierlichkeit sein.“ Ein wichtiges Element des tschechischen Husmythos ist seine Deutschfeindlichkeit. So wird verständlich, dass

Tschechen sich bei Gewaltandrohung gegen Deutsche auf den Hussitismus beziehen können.

Die Kerngedanken und Herkunft des Neohussitismus wurden dargelegt. Als Folge dieser nationalen tschechischen Ideologie wurde schon in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Vernichtung der Deutschen in Böhmen als Konsequenz dieses Denkens erwartet. So lässt schon im Jahre 1887 (sic!) der jüdische Schriftsteller und Philosoph Fritz Mauthner in seinem Roman: Der letzte Deutsche von Blatna, ein Tscheche zu seinem deutschen Freund auf Seite 8 folgendes sagen: „Nein“, schrie Zabož wieder. „Das heißt, ich bin dein Freund; aber du musst Tscheche werden, sonst wirst du trotz meiner Freundschaft gehängt, an dem Tag, wo wir alle Deutsche in Böhmen hängen werden.““

Aus dem Dargelegten lassen sich folgende Grundgedanken der neohussitischen Volksideologie extrahieren:

- Die Tschechen lebten in Frieden in einem paradiesischen Urzustand.
- Dann kamen die Deutschen ins Land, unterdrückten die Tschechen und behinderten sie wesentlich in ihrer nationalen Entfaltung.
- Die Deutschen sind daher als Hauptverantwortliche für alle Missstände, denen die Tschechen ausgeliefert sind, zu bestrafen.
- Diese Strafe besteht in der Assimilierung – die Deutschen entschließen sich, Tschechen zu werden – oder Zurückdrängung und Vertreibung der Deutschen aus Böhmen.
- Erst dann kann eine glückliche Zukunft, ein neues „goldenes Zeitalter“ für die tschechische Nation beginnen.

Damit wäre aufgezeigt, worin der Kern der neohussitischen „Wahrheiten“ liegt. Es liegt nahe, dass aller Wahrscheinlichkeit nach, es diese „Wahrheit“ ist, die im Staatsmotto gemeint ist. Es geht um den Sieg des tschechisch nationalen Gedankens gegenüber den Deutschen. Vonseiten der Deutschen konnte das Staatsmotto, „Die Wahrheit siegt“, durchaus als Drohung aufgefasst werden, die dann mit der Vertreibung der Deutschen 1945 tatsächlich wahr gemacht wurde.

Helmut Gehrmann

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!**

9. November 1938

80 Jahre Reichspogromnacht

In diesem Jahr begehen wir am 9. November den 80. Jahrestag der Reichspogromnacht. Es war eine lang vorbereitete brutale und Aktion gegen die jüdischen Mitbürger im Deutschen Reich, zu dem damals bereits auch Österreich und das Sudetenland gehörten. Die Ermordung eines Mitglieds der Deutschen Botschaft in Paris durch einen jungen polnischen Juden war ein gesuchter Anlass, denn der antisemitische Kampf war schon über fünf Jahre im Gange. Bereits am 20. März 1933 war bei Dachau das erste KZ errichtet worden und am 29. März wurde das 11-Punkte-Programm zum Boykott jüdischer Geschäfte erstellt. Im selben Jahr wurden die ersten „Arisierungen“ vorgenommen, etwa in der Leitung der Karstadt-Kaufhäuser; „nicht-arische“ Beamte wurden zwangspensioniert und alle Arbeiter und Angestellten „nichtarischer Herkunft“ aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Wie früh sich auch die Kirchen willfährig zeigten, beweist ein Trauerverbot, das die Thüringische Landeskirche bereits am 5. Mai 1933 für „Angehörige verschiedener Rassen“ verhängte, und eine der 28 Thesen der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, die von der „Rasse als Schöpfung Gottes“ ausgeht und die „Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Rassen als Verstoß gegen Gottes Willen“ sieht. 1934 erfolgten Verbote für die Staatsprüfungen „nichtarischer“ Studenten, Steuerrechts-Sonderregelungen für Juden und der Arier-Nachweis bei Habilitationen in Preußen. 1935 wurden die Nürnberger Rassengesetze erlassen und Berufsverbote verhängt und am 14. November im Reichsbürgergesetz erklärt: „Ein Jude kann nicht Reichsbürger sein.“

Jahr für Jahr mehrten sich Einschränkungen und Verbote. 1938 wurden bereits Synagogen demoliert und zerstört und für Juden bestimmte Vornamen verboten. Da im selben Jahr der Anschluss Österreichs und des Sudetenlandes an das Deutsche Reich erfolgte, wurden alle diese Unterdrückungsmaßnahmen dort übernommen, wie die Reichspogromnacht vom 9. November zeigt, die im „Wörterbuch des Unmenschen“ zynisch als „Reichskristallnacht“ bezeichnet wird, weil in jener Nacht Tausende von Wohnungen und Geschäfte jüdischer Mitbürger demoliert wurden. Am 10. November 1938 meldete Reinhard Heydrich an Hermann Göring: „An Synagogen wurden 191 in Brand gesetzt, weitere 76 vollständig demoliert. Ferner wurden 11 Gemeindehäuser, Friedhofskapellen und dergleichen in Brand gesetzt und weitere drei völlig zerstört. Festgenommen wurden rd. 20 000 Juden. An Todesfällen wurden 36, an Schwerverletzten ebenfalls 36 gemeldet. Die Getöteten bzw. Schwerverletzten

sind Juden.“ Das Abtragen der zerstörten Synagogen mussten die jüdischen Gemeinden bezahlen, außerdem gab es keinerlei Versicherungsleistungen für die 7500 zerstörten Geschäfte. Im Gegenteil mussten die jüdischen Gemeinden eine „Sühneleistung“ von einer Milliarde Reichsmark für den Tod des am 7. November erschossenen Legationssekretärs vom Rath aufbringen.

Alle nach der Reichspogromnacht verschärften Diskriminierungen, Verbote und antijüdischen Maßnahmen bis zum Holocaust betrafen nicht nur die Juden im damaligen Deutschen Reich, sondern auch die Juden in den 1938 und 1939 an das Reich angeschlossenen Gebieten wie Österreich und Sudetenland sowie das Memelgebiet und Danzig, während des Krieges auch die späteren Vertreibungsgebiete. Hier lebten auch viele Juden, wie in Galizien, in der Bukowina, Litauen, Bessarabien und Wolhynien, also in Regionen und Ländern, in denen die Juden der deutschen Kultur große Persönlichkeiten schenkten, vor allem im Bereich der Literatur wie Karl Emil Franzos, Joseph Roth, Rose Ausländer, Paul Celan und viele andere. Aus den Reichsgebieten östlich von Oder und Neiße stammen neben Schriftstellern auch jüdische Maler und andere Künstler, berühmte Rabbiner und Politiker, Ärzte und Nobelpreisträger. Ähnliches gilt für das Sudetenland, die Slowakei und Ungarn. Jüdische Nobelpreisträger aus Schlesien sind ebenso zu nennen wie Komponisten aus Mähren und Ungarn oder die Dichter und Autoren des Prager Kreises. Manche von ihnen starben im Lager Theresienstadt, die meisten aber in Auschwitz oder in Lagern im Baltikum und in Weißrussland. Der Komponist Siegfried Fall, der am 10. April 1943 in Theresienstadt ermordet wurde, stammte aus dem mährischen Gewitsch. Sein in Olmütz geborener Bruder Leo gilt neben Franz Lehar als der erfolgreichste österreichische Operettenkomponist. Der Vater Moritz aus Holleschau war Militärkapellmeister in Lemberg und ebenfalls ein Komponist wie seine Söhne, die aber im Schatten ihres Bruders Leo stehen. Dieser starb bereits 1925. Siegfried, der in Berlin lebte, ging nach 1933 in seine mährische Heimat zurück, von wo er 1943 deportiert wurde. Der Bruder Richard arbeitete in Hollywood und Frankreich, von wo aus er nach Auschwitz verschleppt wurde.

Vor diesem Hintergrund ist es endlich an der Zeit, auch bei den Vertriebenen der Reichspogromnacht zu gedenken und nicht wegen des Schicksals der eigenen Vertreibung beim Klagen stehen zu bleiben, sondern eigene Schuld zu bekennen. Denn über das Reich in den Grenzen vom 31. 12. 1937 hinaus wüteten die Nazis auch in späteren Vertreibungsgebieten; seit 1938 auch im Sudetenland; 1939 im Protektorat und seit 1939 in allen besetzten Gebieten. In Schlesien brannten die Synagogen in Beuthen, Breslau, Brieg, Bunzlau, Cosel, Frankenstein, Glatz, Gleiwitz, Glogau, Großstrehlitz, Grünberg,

Guben, Hindenburg, Hirschberg, Katscher, Landeshut, Leobschütz, Liegnitz, Oppeln, Ratibor, um nur die wichtigsten zu nennen.

Wenn die Synagogen nicht in Brand gesteckt wurden, weil man ein Übergreifen des Feuers auf Nachbargebäude befürchtete, wurde die Inneneinrichtung demoliert und wurden die Sakralgegenstände zerstört. Die Brandmauern wurden abgetragen, so dass oftmals nichts mehr an das Gotteshaus erinnerte. Dergleichen geschah in Pommern, West- und Ostpreußen, wofür – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – Köslin, Kolberg, Stettin und Stolp für Pommern zu nennen sind, sowie für Ostpreußen Allenstein, Braunsberg, Heilsberg, Marienburg, Marienwerder, Mehlsack, Schneidemühl, Gumbinnen, Insterburg und Königsberg. In Königsberg brannte die alte chassidische Synagoge und auch die neue liberale Synagoge. Auch in Breslau und anderen Städten wurden mehrere kunsthistorisch wertvolle Gebäude vernichtet oder ausgeraubt wie die Breslauer Neue Synagoge und die Storch-Synagoge sowie die Synagogen im Israelitischen Krankenhaus, im Rabbinerseminar oder im jüdischen Altersheim. Andere Breslauer Gotteshäuser waren nach Einwanderern benannt wie die Zülzer, die Glogauer oder die Lissaer Synagoge.

Da Österreich seit März 1938 bereits an das Reich angeschlossen war und in der Folge des Münchner Abkommens am 1. Oktober die Wehrmacht ins Sudetenland einrückte, loderten auch von Eger bis Troppau die Flammen. Beispielhaft seien Aussig, Böhmisches Leipa, Brüx, Eger, Komotau, Franzensbad, Gablonz, Kaaden, Karlsbad, Königsberg a. d. Eger, Reichenberg, Marienbad, Falkenau, Tachau, Teplitz und Trautenau genannt. Wo kein Brand gelegt wurde, zerstörte man das Innere. In der Resttschechei, die am 15. März 1939 zum Protektorat Böhmen und Mähren wurde, holte man die Zerstörung durch Sprengung und Abtragung der Synagogen nach. Das geschah in Olmütz unmittelbar einen Tag nach dem Einrücken der Wehrmacht, in der Folge dann in Brünn, Budweis, Iglau und Kremsier, aber auch in tschechischen Gebieten, wo tschechische Faschisten Hand anlegten wie in Klattau.

Wenige Tage nach dem Ende der Tschechoslowakei verlangte das Deutsche Reich am 20. März 1939 von Litauen die Rückgabe des Memellandes, was Litauen am 22. März tat, so dass auch in Memel und Heydekrug die Zerstörung jüdischer Gotteshäuser erfolgte. Als am 1. September 1939 der Weltkrieg begann, wurden in allen besetzten Gebieten Synagogen zerstört. In Polen zum Beispiel in Auschwitz, Biala, Bielitz, Bromberg, Gnesen, Kattowitz, Ustron und vielen anderen Orte, von den bald darauf eingerichteten Ghettos in Krakau und Warschau ganz zu schweigen.

Für Lettland seien Mitau und Riga genannt, für Litauen Georgenburg (Jurbakas) und Wilna, für die Stadt Lemberg die folgenden vier

Synagogen: Die Tempelsynagoge der Reformjuden in der Nähe des Alten Ringes, die Goldene-Rosen-Synagoge, die Beit-Chasidim-Synagoge und die Große Vorstadtsynagoge.

In Danzig, das seit dem Vertrag von Versailles als eine Freie Stadt unter Schutz des Völkerbundes stand, waren die Nationalsozialisten in der Regierung, mussten aber mit Rücksicht auf den Völkerbund auch andere Parteien anerkennen. Doch bereits vor den Novemberpogromen 1938 kam es zu Schändungen von jüdischen Gotteshäusern; als Danzig dann im September 1939 an das Deutsche Reich angeschlossen wurde, gab es bereits keine Synagoge mehr in der einst „Freien Stadt Danzig“. Die Synagoge in der Halber Gasse, die erst 1932 mit Schule errichtet worden war, wurde schon im August 1938 vandalisiert und 1939 abgerissen, die Große Synagoge wurde ebenfalls schon im August 1938 geschändet, die Neue Synagoge in Danzig-Langfuhr, ebenfalls erst 1926/27 erbaut, wurde am 10. November demoliert, die Synagoge in Danzig-Mattenbuden bereits im August 1938 beschädigt und beim Novemberpogrom in Brand gesteckt, das 1914 erbaute Gotteshaus in Zoppot ebenfalls im November 1938 vollständig zerstört.

Professor Meier Schwarz von *Synagogue Memorial* spricht von 1406 im Gebiet des Deutschen Reiches, zu dem damals am 9. November bereits Österreich und das Sudetenland gehörten.

Synagogen waren und sind Gotteshäuser, sie sind der Mittelpunkt der jüdischen Gemeinden, wo gelehrt, gelernt, sich versammelt und Gottesdienst gefeiert wird. Was wir derzeit an Barbarei des „Islamischen Staates“ in Syrien und im Irak erleben, fand bereits 1938 in Mitteleuropa statt. Gotteshäuser waren das Ziel der Zerstörung und die Zerstörung traf die jüdischen Gemeinden in ihrem Nerv. Nicht nur die Gebäude an sich wurden vernichtet, sondern auch sakrale Gegenstände. Ihr Allerheiligstes, die Thorarollen, wurden auf die Straßen geworfen, zertrampelt oder angezündet. In jener Nacht wurden nicht nur über 1400 Synagogen in Brand gesteckt, sondern 30 000 Juden verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt. Die Zahl von 91 Ermordeten, die Heydrich am 10. November an Göring meldete, ist zu niedrig, wird aber bis heute zitiert.

„Synagogue Memorial“ geht von 1000 Toten aus, wenn man die Zahl derjenigen hinzunimmt, die in den KZs an den Folgen der Haft, Krankheiten und Hunger starben. Außerdem stieg nach der Reichspogromnacht die Zahl der Suizide jüdischer Bürger sprunghaft an: 400 in der Nacht vom 9. auf den 10. November und in den nächsten Tagen weitere 400. Es wurden 7500 Geschäfte geplündert und jüdische Wohnungen demoliert.

Diese Nacht war, wie ein Betroffener schrieb: „Der Anfang vom Ende, und auch der Anfang vom Ende des Lebens“. Diese Ereignisse

steigerten sich danach in ihrer unvorstellbaren Grausamkeit bis zur systematischen Ermordung von Millionen Juden. Die Reichspogromnacht war die Katastrophe vor der Katastrophe!

Rudolf Grulich

Die Sudetenländer und das Baltikum

Auf böhmischen Spuren in Litauen Jahrhunderte alte Wechselbeziehungen

Wenn der Papst im September in die litauische Hauptstadt Wilna fährt und von dort Besuche in Lettland und Estland macht, begegnet er auch böhmischen und mährischen Spuren.

Seit 2004 gehören Estland, Lettland und Litauen wie die Tschechische Republik zur Europäischen Union. Alle drei Staaten gehören heute auch zur Eurozone. Dass die baltischen Staaten wie Böhmen und Mähren-Schlesien immer ein Teil Europas waren, wird auch deutlich, wenn wir die Jahrhunderte alten Beziehungen zwischen dem Ostseeraum und den böhmischen Ländern betrachten. Schon der große böhmische König Ottokar II. kam bis Ostpreußen und gründete Königsberg. In der Schlacht bei Tannenberg kämpfte der spätere Hussitenführer Žižka 1410 mit Polen und Litauern Seite an Seite gegen den Deutschen Orden, auf dessen Seite auch Ritter aus Böhmen, Mähren und Schlesien kämpften, denn bereits 1204 war der Deutsche Orden in Troppau vertreten.

Als Lettland und Estland in der Reformationszeit evangelisch wurden, blieb Litauen katholisch, da es in Personalunion mit Polen war. Unter den Jesuiten der Gegenreformation im Kolleg in Wilna finden wir Balthasar Hostovinus, der 1534 im böhmischen Hostau bei Bischofteinitz geboren wurde. Hostovinus gehörte zu den ersten zwölf böhmischen Jesuiten überhaupt, die Petrus Canisius als erster deutscher Jesuit und „zweiter Apostel Deutschlands“ für den Orden des hl. Ignatius gewonnen hatte, und war bereits in den Jahren 1564 und 1565 Begleiter und Mitarbeiter des päpstlichen Legaten Giovanni Commendini im Königreich Polen und im Großfürstentum Litauen. Schon damals schlug Hostovinus die Gründung eines Kollegs in Wilna vor. Doch zunächst wurde er vom Jesuitenorden ins damals ungarische und heute slowakische Tyrnau und dann als Universitätsprofessor nach Olmütz berufen, wo er an der mährischen Synode als Apologet des Trienter Konzils teilnahm. Auf Empfehlung von Nuntius Commendini wurde er 1569 erneut nach Wilna gesandt.

Wie „europäisch“ Wilna damals war, sehen wir aus der Zusammensetzung des Jesuitenkollegiums: Vikar der polnischen Jesuitenprovinz (zu der auch Litauen noch gehörte) war der Katalane P. Fr. Sunyer, der vorher in der österreichischen Provinz tätig war. Mit ihm, so schreibt der Chronist, wurden nach Wilna aus dem Olmützer Kolleg P. Balthasar Hostovinus und Andreas Fusius gesandt. Sie gründeten noch im selben Jahr 1569 das erste Kolleg der Jesuiten in Litauen, die spätere Universität, die eine kulturelle Drehscheibe Ostmitteleuropas wurde, denn von hier aus wollte Rom der Kirche den Weg nach Moskau, ja nach China öffnen. Mit dem Katalanen Sunyer und dem Böhmen Hostovinus arbeitete in Wilna der Österreicher P. Michael Tolmainer, der später Vizerektor in Olmütz wurde. Als Professor der Theologie unterrichtete er u.a. P. Laurentius Norvaegus (Klosterlasse), der, wie sein Beiname besagt, zwar Norweger war, aber in Böhmen und Mähren wirkte, ehe er nach Wien ging.

Hostovinus kehrte bereits 1572 nach Böhmen zurück, wo er unter anderem am Prager Klementinum lehrte und im Jahre 1600 in Komotau starb. In der gleichen Zeit, in welcher der Böhme Hostovinus in Wilna wirkte, war auch ein mährischer Jesuit in Litauen tätig: Johann Aschermann aus Littau bei Olmütz. Die Zeitgenossen rühmen ihn als „bewundernswerten Mann von großer Demut und Geduld“. Neun Jahre lang, von 1566 bis 1575, finden wir ihn in Litauen, ehe er 1575 von seinem Oberen nach Mähren zurückgerufen wird. Er starb 1588 in Olmütz.

Bald tauchen auch unter den Zöglingen der Alma Mater in Wilna Studenten aus dem Reich auf, vor allem aus Böhmen und Mähren, der erste bereits 1589. Im Jahre 1639 ist ein Andreas Borzecki eingeschrieben, der Latein, Deutsch, Tschechisch und Polnisch sprach, sich als Bohemus bezeichnete und später als „in Academia Vilnensi laureis ornatus theologicis“ in den Annalen geführt wird, das heißt „in der Akademie von Wilna mit theologischem Lorbeer geschmückt“. 1647 gab er in Wilna die „Ephemerides“ heraus. Zur selben Zeit begegnet uns dort auch der Mährer Franz Preßburger als ein „artium et philosophiae magister“, als Magister der Künste und der Philosophie. Aber auch in anderen Orten des litauischen Großfürstentums tauchen Böhmen und Mährer auf. Bis zu den polnischen Teilungen reißen die Kontakte nicht ab. Im 18. Jahrhundert eröffnet ein böhmischer Jesuit die erste Apotheke in Novogrodek.

Aber auch in umgekehrter Richtung geht der Austausch: Ein ehemaliger Provinzial der polnischen Jesuitenprovinz, P. Nikolaus Lancicius, geht 1635 in die junge böhmische Provinz und wirkt dort in Olmütz, Glatz und Prag. Der 1574 in Nieswiesz geborene Calviner Lancicius trat 1590 zum katholischen Glauben über und studierte in Rom. In Wilna lehrte er Hebräisch und Theologie und war Rektor in

Kalisch und Krakau, ehe er Provinzial wurde. Als Lehrer des Jesuiten, der für die nationale Wiedergeburt der Tschechen kämpft, des Paters Bohuslav Balbin, geht er in die böhmische Geschichte ein. Bekannt ist er zumeist unter seinem polnischen Namen Lanczycki oder Łęczycki.



Auch andere Orden der böhmischen Länder stehen in jener Zeit in Verbindung mit Litauen. Als berühmter Prediger der Dominikaner wirkt in Troppau ein P. Felix von Wilna.

Im 20. Jahrhundert gibt es selbst in den schwierigen Jahren des Zweiten Weltkrieges böhmisch-litauische Beziehungen. 1940 nimmt der Regens des Deutschen Seminars in Prag, Professor Adolf Kindermann, geflüchtete und vertriebene Theologiestudenten aus Litauen in Prag auf. Im Königsteiner Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien sind ihre Immatrikulationsunterlagen erhalten. Unter diesen Litauern ist u. a. ein Peter Aschubal, der litauisch Ašubalis heißt, aus der Diözese Ponewesch (Panevežys).

1918 in Melaischen im Kreis Birzen geboren, war er nach der Diakonatweihe, die er noch in Ponewesch erhielt, nach Prag gekommen und am 19. Dezember 1942 dort zum Priester geweiht worden. Er starb als Prälat in Kanada, wo er die litauische Gemeinde in Toronto aufbaute.

Sein Studienkollege Franz Brazdys war aus der für Litauen bedeutsamen Kongregation der Marianer; er stammte aus einer Bauernfamilie mit 13 Kindern und hatte das Gymnasium in Mariampol besucht. Mit Peter Aschubal erhielt er die Priesterweihe in Prag. Als er 1965 in Rom zum Bischof der Auslandslitauer geweiht wird, ist sein alter Regens, Prälat Adolf Kindermann, dabei, der 1966 selber Bischof werden sollte, um für die sudetendeutschen Katholiken Oberhirte zu sein.

Mährische Spuren in Lettland

Während Litauen durch die Union mit Polen ein katholisches Land blieb, sind Lettland und Estland seit der Reformation größtenteils protestantisch. Als im 18. Jahrhundert Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine auch nach Riga kamen, war unter ihnen der Gründer von Herrnhut, der Zimmermann Christian David aus Zauchtel im

Kuhländchen. Er predigte nicht nur in Riga, sondern organisierte auch einen Schlittentransport mit Lebensmitteln und anderen Hilfsgütern für notleidende Brüder im estländischen Reval. Da die Herrnhuter in vielen Teilen der Welt als „Mährische Kirche“ bezeichnet werden und mit Christian David zahlreiche Mährer in der baltischen Brüdergemeine eine Rolle spielten, wäre es eine Aufgabe unserer Historiker, die Quellen dazu in Herrnhut zu erforschen.

Aber auch katholische Sudetendeutsche haben Teile des Baltikums geprägt, darunter der hl. Klemens Maria Hofbauer aus dem südmährischen Tasswitz. Er ist bekannt als Apostel Warschaus und Wiens, doch hatte er ursprünglich den Plan, nach Kurland zu gehen.



Der hl. Klemens M. Hofbauer aus Südmähren ist Apostel Warschaus und Wien, war aber auch für Kurland bestimmt.

Dorthin sollte Hofbauer von Rom aus reisen, doch hielt ihn der polnische König in Warschau und gab ihm die Kirche St. Benno mit der Aufgabe, die Deutschenseelsorge in Warschau zu übernehmen. Es gelang aber Hofbauer, in Mitau, der Hauptstadt von Kurland, eine Niederlassung zu gründen. Die dortigen Patres wurden später vom Diözesanklerus übernommen, aber das Andenken Hofbauers blieb in weiten Teilen Lettlands lebendig, auch in Litauen und im ostpreußischen Ermland, wie das Pastoralblatt der Diözese Ermland 1876 zum bevorstehenden Seligsprechungsprozess Hofbauers feststellte:

„Während seines fast zwanzigjährigen Wirkens in Warschau hat er nämlich einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die Bildung unseres Klerus ausgeübt, indem die strebsameren Kandidaten des Priesterthums aus dem Bisthum Ermland nach der Aufhebung des Jesuitenordens und dem Verfall der bis dahin von ihm geleiteten Schulen sich meistens nach Warschau wendeten und hier zum Theil Beichtkinder des P. Hofbauer wurden, zum Theil in das von ihm errichtete Convikt für Kleriker, zum Theil selbst zeitweise oder für immer in die Congregation vom allerheiligsten Erlöser eintraten. Die ermländischen Directorien aus jener Zeit führen in den Reihen des Diözesanklerus längere Zeit hindurch auch einzelne Redemptoristen auf, z. B. Karl Blumenau, Simon Schröter, Casimir und Valentin Langhaki. Auch andere, wie die Gebrüder Heck und der verewigte Bischof

Josephus Geritz erzählten bis in die neueste Zeit hinein gerne von diesem Wohltäter und Ideal ihrer Jugend und haben so den Namen Hofbauer bei uns bekannt und populär erhalten.“

Mährische Schwestern in Estland

Seitdem 1991 Estland wieder selbständig ist, haben sich auch für die wenigen Tausend Katholiken in dieser Baltenrepublik neue Möglichkeiten kirchlichen Lebens eröffnet. Dabei konnte die kleine katholische Kirche Estlands an die Traditionen der Vorkriegszeit anknüpfen, als sie intensive Kontakte zu Mitteleuropa hatte und auch personelle Hilfe von hier erhielt. Die wenigen Katholiken die es in Estland nach der Reformation noch gab, gehörten in der Zeit der russischen Herrschaft zum Erzbistum Mohilev. In den Jahren 1840 bis 1844 erhielten sie in Reval eine erste Kirche, St. Peter und Paul, die an Stelle des Refektoriums des alten Zisterzienserklosters in der Russen-Straße entstand. Dieses Refektorium diente vor dem Kirchenbau den Katholiken als Gotteshaus. Eine weitere Kirche gab es in der Universitätsstadt Dorpat.

Bei der Staatsgründung 1918 lebten in Estland nur 2000 meist polnische und litauische Gläubige. Sie wurden 1918 dem neugegründeten Bistum Riga unterstellt. Der Nuntius in Reval, Erzbischof Zechini, der Jesuit war, übertrug die beiden einzigen katholischen Pfarreien in Dorpat und Reval seinem Ordensbruder Pater Heinrich Werling aus der Niederdeutschen Provinz. Im Sommer 1924 übernahm Pater Josef Karten die Pfarrei in der Hauptstadt. Außer diesen beiden Jesuiten gab es bis 1931 nur noch einen invaliden Weltpriester. Nach dem Konkordat errichtete der Heilige Stuhl für Estland eine Apostolische Administratur mit Sitz in Reval. Erster Administrator wurde der Nachfolger von Pater Karte in Reval, Pater Eduard Profitlich aus Koblenz. Neben den beiden Pfarreien in der Hauptstadt und in der Universitätsstadt Dorpat gab es Kirchen in Narwa und Walk sowie Kapellen in anderen Orten wie Wesenberg und Arensburg. In die neue Apostolische Administratur kamen 1931 auch bayerische Kapuziner. 1934 gab es in Estland bereits zehn katholische Priester, darunter vier Jesuiten, die mit den Kapuzinern gemeinsam ein katholisches Monatsblatt „Kiriku elu“ (Kirchenleben) herausgaben. 1936 wurde Estland von der Provincia Germania Orientalis SJ losgelöst und der Viceprovincia Lituania angegliedert. Im selben Jahr ernannte Papst Pius XI. Pater Profitlich zum Titular-Erzbischof, der am 27. Dezember die Bischofsweihe erhielt.

Im selben Jahr kamen auch Schwestern aus Mähren nach Estland, und zwar von der Kongregation der Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis, die 1859 gegründet worden war. Die Schwestern bezogen in Dorpat in der Gustav-Adolf-Straße ein Haus und begannen im

September mit einem Kindergarten. Drei weitere Schwestern arbeiteten in Pärnau an der Ostsee, weitere folgten in Reval und Narwa, wo sie in den Pfarreien den Jesuiten und Kapuzinern halfen. Im Archiv der Bayerischen Kapuzinerprovinz in München liegt noch manch wertvolles Dokument aus dieser Zeit. Als Katholik in der Diaspora war man auf gute Kontakte zu Protestanten und Orthodoxen angewiesen, auch auf gute Beziehungen zwischen den Völkern und Volksgruppen. Als im Januar 1937 zum Beispiel bei den Schwestern in Dorpat von den Kapuzinern der neue Kreuzweg eingerichtet wurde, beging man auch die Gebetsoktav für die Einheit der Christen, wobei an diesen drei Tagen drei estnische, zwei deutsche, zwei polnische und eine russische Predigt gehalten wurden.

Im Oktober 1939 wurde nach dem Hitler-Stalin-Pakt die Umsiedlung der Estland-Deutschen bekannt gegeben. 1940 marschierte die Rote Armee ein und Estland wurde Sowjetrepublik. Die meisten Jesuiten und Kapuziner mussten das Land verlassen, auch sechs der Schwestern, nur der deutsche Erzbischof und vier mährische Schwestern blieben. Erzbischof Profittlich wurde am 28. Juni 1941, eine Woche nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion verschleppt und im November in Kiew zum Tode verurteilt. Die vier Schwestern blieben in Dorpat die Stütze der Kirche. Sie wurden verschleppt und interniert, arbeiteten als Holzfällerinnen und konnten erst lange nach dem Krieg nach Dorpat zurückkehren. Später durften sie im Krankenhaus in Dorpat arbeiten, bis sie das Rentenalter erreichten. In dieser Zeit stand ihre Kongregation mit ihnen wieder in brieflicher Verbindung.

Allerdings waren die Klöster in der Tschechoslowakei aufgehoben worden und die Schwestern in Grulich auf dem Muttergottesberg interniert. Drei der Schwestern erlebten im Jahre 1988 nach 52 Jahren in Estland die Ausreise und durften nach Grulich zu ihren Mitschwestern. Schwester Assunta war in der Zwischenzeit in Dorpat verstorben. Hier in Grulich trafen sie auch noch Mitschwestern, die 1940 Estland verlassen mussten. Schwester Salvatora erzählte gern von ihrer Arbeit im Baltikum. Eine Delegation der Gemeinde Dorpat war 1993 in Grulich. Sie dankte den Schwestern und überreichte eine Urkunde, in der die Schwestern als die geistlichen Eltern der Gemeinde bezeichnet werden. In Estnisch und Deutsch heißt es da:

„Ohne Ihre anstrengende Arbeit, ohne Ihr Leiden hätte unsere Gemeinde kaum diese inzwischenliegende qualvolle Zeit überstanden. Dank Ihrer gibt es jetzt in der römisch-katholischen Gemeinde in Tartu so junge Menschen, die hier den Sinn des Lebens suchen und finden. Unsere tiefste Verbeugung vor Ihnen für diese tapfere Taten. Unser Gott und Herr Jesus Christus vergelte Euch reichlich und schenke Euch viel innere Freude in ihm.“

Junge Schwestern aus Tschechien führen inzwischen von neuem die Arbeit in Estland fort. Seit dem Jahre 2000 sind einige Schwestern der Kongregation wieder in Dorpat tätig. Sie führen eine katholische Schule und helfen in den kleinen Pfarreien. Die Oberin Schwester Vojtěcha spricht Englisch und hat inzwischen auch Estnisch gelernt.

Rudolf Grulich

Bischof Boleslaus Sloskans – ein Bekennerbischof



*Bischof Sloskans öffnete
den Kongress „Kirche in
Not“ in Königstein.*

Bei seinem Besuch im Baltikum wird Papst Franziskus auch in Aglona am Grab von Bischof Sloskans beten, dessen Geburtstag sich am 31. August zum 125. Mal jährte.

Als Lettland noch unter sowjetischer Herrschaft stand, konnten 1986 nur die Letten im Exil den 800. Jahrestag des Beginns ihrer Christianisierung feiern. Sie taten dies im Rom mit Papst Johannes Paul II., der damals die Hoffnung aussprach, bald Lettland und das Marienheiligtum in Aglona zu besuchen. Erst nach dem Ende des Kommunismus und nach dem Zerfall der Sowjetunion war ihm dies im unabhängigen Lettland möglich, wo heute der Bekennerbischof Boleslaus Sloskans seine letzte Ruhstätte hat.

Im Jahre 1186 hatte Erzbischof Hartwig II. von Bremen den Augustiner-Chorherren Meinhard aus Segeberg in Holstein zum Bischof der Liven geweiht. Ihm waren noch zehn Jahre der Wirksamkeit vergönnt, ehe er am 14. August 1196 starb. Sein Fest wird an seinem Todestag begangen, also einen Tag vor dem Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, dem Tag der traditionellen Wallfahrt in Aglona. Obwohl sich in der Reformation der größte Teil des heutigen Lettlands von der katholischen Kirche trennte, ist Lettland immer ein marianisches Land geblieben. Das Gnadenbild der Schmerzhaften Muttergottes in Riga blieb erhalten. Zahlreich sind die Mariengedichte lettischer evangelischer Dichter. Das gilt noch mehr von dem Teil Lettlands,

der unter polnischer Herrschaft katholisch blieb und erst bei den polnischen Teilungen an Russland kam, Latgalien mit seinem Hauptheiligtum Aglona im Osten Lettlands.

Das 1699 gegründete Dominikanerkloster Aglona beherbergt in der 1780 gebauten Kirche ein Gnadenbild, das eine Nachbildung der Muttergottes von Trakai in Litauen ist. Vor dem Zweiten Weltkrieg, als Lettland sowie Litauen und Estland unabhängige Staaten waren, besuchten jährlich bis zu 200 000 Pilger diesen Gnadenort. Nach der Besetzung durch die Russen wurde 1940/41 auch hier das Kloster samt der wertvollen Klosterbibliothek völlig zerstört. Die Kirche mit dem Gnadenbild jedoch ist erhalten geblieben und wurde trotz der bolschewistischen Okkupation weiter von zahlreichen Pilgern besucht.

Heute ist Aglona das Herz des Katholizismus in Lettland, wo auch der polnische Papst bei seinem Besuch zur Muttergottes betete und wohin auch viele Polen, Litauer und Weißrussen wallfahren. Papst Benedikt XVI. hat Aglona zu einem Bistum erhoben. Jeden 15. August sind es Jahr für Jahr Zehntausende, manchmal sogar über 100 000 Menschen, die nach Aglona pilgern.

Diesem Geist der Völker-Versöhnung hatte auch Bischof Sloskans sein Leben geweiht. Als er 1981 im belgischen Exil seine Augen für immer schloss, hatte sein langjähriger Freund Pater Werenfried van Straaten, seiner Hoffnung Ausdruck gegeben, Bischof Sloskans möge bald seliggesprochen werden. Nach der Wende und der wieder erlangten Unabhängigkeit hat die Kirche Lettlands den Seligsprechungsprozess eingeleitet.

Boleslaus Sloskans wurde am 31. August 1893 im damals vom Zaren beherrschten Lettland geboren und ist dort aufgewachsen. Als 18-jähriger trat er 1911 in das Priesterseminar von St. Petersburg ein, wo er am 21. Januar 1917 von Erzbischof Johann Cieplak zum Priester geweiht wurde.

Man muss heute die Öffentlichkeit erst wieder daran erinnern, wie die Situation der römisch-katholischen Kirche in Russland vor der bolschewistischen Machtergreifung aussah. Es gab die Kirchenprovinz Mohilev mit den Suffraganbistümern Kamienec, Minsk, Schitomir und Tiraspol, wobei letztere meist wolgadeutsche Gläubige hatte. Neben dem Priesterseminar und der Theologischen Akademie in St. Petersburg gab es zusätzlich ein deutsches Priesterseminar in Saratow an der Wolga. Schon 1920 wurde der Erzbischof Eduard von Ropp und 1923 auch Bischof Johann Cieplaks ausgewiesen. In dieser Zeit der Verfolgung schickte Papst Pius XI. den Jesuiten Michel d'Herbigny nach Moskau. Pater d'Herbigny verhandelte offiziell wegen Hilfsmaßnahmen für die notleidende Bevölkerung. Er hatte aber auch von Nuntius Eugenio Pacelli in Berlin die Bischofsweihe

erhalten und hatte Vollmacht und Auftrag des Papstes, Bischöfe für die Kirche in Russland geheim zu weihen.

Hinter den verschlossenen Türen der St. Ludwigskirche in Moskau legte er am 10. Mai 1926 dem jungen Priester Boleslaus Sloskans die Hände zur Bischofsweihe auf und ernannte ihn zum Apostolischen Visitator für Mohilev und Minsk. Der geheim Geweihte kehrte in seine nun Leningrad genannte Pfarrei zurück, wo er als einfacher Priester lebte, aber seine Diözese zu bereisen versuchte, um heimlich zu firmen. Schon nach einem Jahr wurde Sloskans am 11. Mai 1927 verhaftet. Sechs Jahre lang wurde er gefoltert und gequält, darunter auch auf der berüchtigten KZ-Insel Solowki im Weißen Meer. Pater Werenfried van Straaten, der als Speckpater bekannte Gründer von „Kirche in Not“, schrieb über dieses Schicksal:

„In 17 Sowjetgefängnissen hat er um des Glaubens willen gelitten. In dem Moskauer Lubljanka-Gefängnis wurde er, nackt auf einen Tisch gebunden, bis aufs Blut gezeißelt. Er wurde aufrecht stehend in einen schmalen Käfig gepresst, worin ihm keine einzige Bewegung möglich war und Tag und Nacht eiskaltes Wasser auf seinen Kopf tropfte.

Wochenlang lag er unter dem blendenden Licht eines Scheinwerfers platt auf dem Rücken an den Boden gekettet. Drei Monate wartete er in der stockfinsternen Todeszelle auf seine Hinrichtung. Seine einzige Nahrung war eine faule Suppe, und die Zeit konnte er nur an den Schritten der Gefangenen abschätzen, die aus den Nachbarzellen zum Erschießen abgeführt wurden. Trotz all dieser Marterung blieb sein Geist ungebrochen.“

Später hat der Bischof darüber seine Erinnerungen niedergeschrieben. Noch mehr hat Sloskans seinem Freund P. Werenfried mitgeteilt, auch über die Umstände seiner Freilassung, worüber P. Werenfried schreibt:

„Im Jahre 1933 erwirkte die Regierung von Lettland im Tausch gegen einen russischen Spion seine Freilassung. Der Bischof weigerte sich, die Sowjetunion zu verlassen, weil er sich dazu verpflichtet fühlte, als Hirte bei seiner Herde zu bleiben. Als ein kirchlicher Diplomat ihm wahrheitswidrig mitteilte, der Papst habe ihn nach Rom gerufen, gehorchte er mit blutendem Herzen. In Rom musste er erleben, dass Papst Pius XI. die Erklärung seines Nuntius Lügen strafte und den Grundsatz bestätigte, dass ein Bischof bei seiner Herde zu bleiben hat. Als viele Jahre später diesem Prinzip von neuem zuwider gehandelt wurde, hat mir Bischof Sloskans sein Geheimnis anvertraut mit der Erlaubnis, es nach seinem Tode bekannt zu geben. Das tue ich jetzt aus Liebe zur Kirche, in der die Diplomaten keine führende, sondern eine untergeordnete Rolle spielen müssen.“

Von Rom kehrte Sloskans nach Lettland zurück, wo er an der Theologischen Fakultät in Riga Moraltheologie und Aszetik lehrte. Gegen

Ende des Zweiten Weltkrieges brachten ihn die Nationalsozialisten nach Deutschland. Einige Zeit verbrachte er in Bayern in Eichstätt. 1947 ging er nach Belgien, wo er bei Brüssel ein Seminar für lettischen Priesternachwuchs gründete. Im Jahre 1952 ernannte ihn Pius XII. zum Apostolischen Visitator für die Russen und Weißrussen, 1955 auch zum Moderator für Letten und Esten im Exil.

Sloskans nahm regelmäßig an den Internationalen Kongressen „Kirche in Not“ in Königstein teil, wo ihm der Leiter der Königsteiner Anstalten, Prälat (und seit 1966 Bischof) Kindermann die Eröffnung des Kongresses anvertraute, weil er ihn als lebendes Symbol der verfolgten Kirche betrachtete. In Deutsch und Französisch, Russisch und Polnisch, Weißrussisch und Lettisch begrüßte er die Teilnehmer. Bis zu seinem Tode 1981 blieb Bischof Sloskans ein Mann der Innerlichkeit und des Gebetes. Er war der letzte Zeuge der frühen vatikanischen Ostpolitik der zwanziger Jahre. Die Sowjets ermordeten seine ganze Familie. Kein Leid konnte ihn verbittern.

Als die Sowjetunion zerfiel und Lettland wieder seine Freiheit erhielt, konnte der tote Bischof in seine Heimat zurückkehren und ruht heute in der Krypta der Basilika von Aglona.

Rudolf Grulich

Die Ostdeutschen und der Nil

Zum 100. Todestag von Richard Kandt

Der Nil, das „Geschenk Ägyptens“, gehört zu den bekanntesten und größten Flüssen der Erde. An seinem Unterlauf entstand in Ägypten eine der frühesten Zivilisationen, doch über die Nilquellen wusste man bis zum 19. Jahrhundert nicht viel mehr als 2000 Jahre vorher: Denn bei Juba hörte praktisch am 5. nördlichen Breitengrad die damals bekannte Welt auf.

Die alten Ägypter kannten den Stromlauf des Nils bis in den Sudan hinein. Der griechische Historiker Herodot kam nur bis zum ersten Katarakt bei Assuan, und zwei Kompanien, die später Kaiser Nero ausschickte, gelangten bis Nubien, dem heutigen Sudan. „Das größte geographische Geheimnis nach der Entdeckung Amerikas“, wie es Harry Johnston nennt, war bis ins 19. Jahrhundert so undurchdringlich geblieben wie zur Zeitenwende. In der berühmten Weltkarte des Ptolemäus aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert entspringt der Nil aus zwei sagenhaften Seen, die von den Mondbergen gespeist werden. Als die ersten Missionare 1848 vom schneebedeckten Kilimandscharo berichteten, schien sich das zu bestätigen, was Ptolemäus nur nach dem Bericht eines griechischen Kaufmanns in seine Karte

eingetragen hatte. Es gibt eine reiche Literatur über die Abenteuer der Entdeckungen am Oberlauf des Nils, aber in allen Werken kommt der Anteil von Forschern aus ostdeutschen Gebieten zu kurz oder wird er ganz verschwiegen.

Der erste, der nähere Angaben über den genauen Verlauf des oberen Nils machen konnte, war Ignaz Palme aus dem nordböhmischen Steinschönau, der als Kaufmann und Glashändler mehrere Jahre am oberen Nil verbrachte. Der Entdecker der eigentlichen Nilquelle war der deutsche Arzt Richard Kandt aus Posen, dessen Todestag sich heuer zum 100. Mal jährt.

Palme wurde am 1. Februar 1806 geboren, hatte im österreichischen Triest eine Kaufmannslehre absolviert und war 1837 nach Ägypten gekommen. Da damals Glasperlen aus Böhmen „eine Hauptrolle in ganz Afrika“ spielten, wie Palme schreibt, ging er mit einer Sendung dieser Ware in die Gebiete, die der ägyptische Vizekönig albanischer Herkunft Mehmed Ali gerade erst unterworfen hatte:

„Ich war der erste österreichische Unterthan, welcher mit dem Handel in diesem Lande einen Versuch machte; es war nicht darauf abgesehen, mich zu etablieren, denn das Capital war zu gering und nur als Reisegeld bestimmt, daher ich keinen Nutzen daraus ziehen konnte. Ich glaube aber, durch meine Erfahrungen andern Nutzen zu verschaffen.“ Er tat dies und schilderte seine Erfahrungen in dem 1843 erschienenen Buch *Beschreibung von Kordofan und einigen angränzenden Ländern, nebst einem Ueberblick auf den dasigen Handel, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die unter der Regierung Mehemed Ali's stattgefundenen Sklavenjagden*.

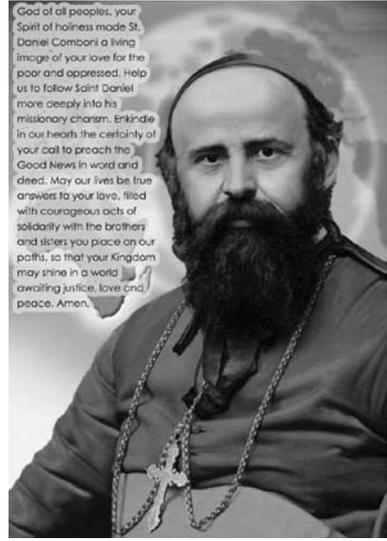
Palme war nicht nur in Kordofan, sondern auch in Kobbé, der Hauptstadt des damaligen Sultanats Darfur, wo er ein Freund von Abumenides, dem Bruder des Sultans, wurde. Ihm hatte Palme ein Gewehr geschenkt, das aber explodierte, weil der Beschenkte es unsachgemäß mit zuviel Pulver lud. Obwohl Abumenides alle Schuld einsah und auf sich nahm, waren die Klagen über die Verletzungen des Sultansbruders auch ein Grund für Palmes relativ schnelle Abreise. Heute ist Darfur als Unruheprovinz in den Schlagzeilen der Medien.

In seinem Buch bringt Palme *Nachrichten über den Lauf des Bacherabbiad (weißer Nil)*. Seine genaue und perfekte Beherrschung der arabischen Sprache hatte ihm diese Berichte ermöglicht. Ein zuverlässiger Eingeborener berichtete ihm Näheres über seine Heimat im Quellgebiet des Nils und beschreibt dessen Oberlauf.

Eine englische Ausgabe des Buches erschien 1844 in London: *Travels in Kordofan*. Noch im Erscheinungsjahr nahm der maltesische Kanoniker Annetto Casolani die Angaben Palmes zum Anlass, eine italienische Zusammenfassung und Auszüge des Buches bei der Pro-

Der hl. Bischof Daniele Comboni war Gründer der nach ihm benannten Kongregation der Comboni-Missionare.

Wie Ignaz Palme und Ignaz Knoblecher war er österreichischer Staatsbürger.



paganda-Kongregation in Rom einzureichen. Sie wurden ein wichtiger Anstoß für die bald einsetzende Mission in Zentralafrika, bei der österreichische Missionare eine große Rolle spielten. Unter ihnen sind der Slowene Ignaz Knoblecher und der Italiener Daniele Comboni, der Begründer der Comboni-Missionare und Comboni-Schwestern. Beide waren wie Palme Staatsbürger des Kaisertums Österreich.

In jenen Jahren der Mitte des 19. Jahrhunderts finden wir auch Theodor Kotschy aus Ustron in Österreichisch-Schlesien in den oberen Nilländern, wo er mit der österreichischen Expedition des Bergrats Josef Rußegger forschte. An der Knoblecherschen Expedition nahm bald darauf der Südmährer Martin Ludwig Hansal teil, der später im Mahdi-Aufstand sein Leben in Khartum verlieren sollte. Wir finden Hansal auch als Teilnehmer an Theodor Heuglins Afrika-Expedition, unter deren Mitgliedern ein weiterer Ostdeutscher, der Schlesier Hermann Steudner, auftaucht, der als 31-Jähriger beim Dorfe Wau am Fieber stirbt.

Auch Siebenbürgen ist in der Entdeckungsgeschichte der Nilquellen vertreten. Am Weißen Nil lag in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Handelsstation Ghaba-Schambil, die Franz Binder aus Mühlbach in Siebenbürgen betrieb. Dort 1820 geboren, ging Binder 1849 nach Konstantinopel und gelangte nach abenteuerlichem Wandern und Arbeiten als Zuckerbäcker, Bierbrauer und Metzger über Aleppo, Bagdad und Kairo nach Khartum, wo er beim österreichischen k. k. Vizekonsul Rat und Hilfe erhielt. 1853 fuhr er den Blauen Nil aufwärts und kehrte mit 137 Kamelladungen Gummiarabikum und Elfenbein zurück, so dass er reich wurde und sich mit Hilfe deut-

scher Handwerker in Khartum ein Haus baute. Seine afrikanischen Sammlungen, darunter Waffen, Schnitzereien, getrocknete Pflanzen und ausgestopfte Tiere, schenkte er dem Siebenbürgischen Verein für Naturwissenschaften in Hermannstadt.

Neben Männern aus Schlesien, dem Sudetenland und Siebenbürgen taucht auch ein Galiziendeutscher auf, der den oberen Nil bereiste und uns Notizen und Schriften, vor allem aber erste Fotografien hinterließ: Richard Buchta, der einer der bekanntesten Reisefotografen seiner Zeit war und 1878 die sogenannten Länder der Nilquellen bereiste:

Während all dieser Reisen ist der bereits erwähnte Martin Ludwig Hansal im Sudan zu finden. Am 17. Oktober 1823 in Groß Thajax in Mähren geboren, war er Schulgehilfe in Frainspitz, Hanfthal, Laa und Gaunersdorf, später Lehrer für Geographie und Naturgeschichte in Wien. Er nahm schon 1853 an der Expedition des slowenischen Paters Knoblecher teil. 1858 erschienen seine *Briefe aus Chartum in Zentralafrika*. Er lernte Arabisch und die Eingeborenen-sprache Bari und blieb fünf Jahre in Gondokoro und Umgebung. 1861 begleitete er die Heuglinsche Expedition, musste aber aus Gesundheitsgründen nach Khartum zurückkehren. Später wurde er österreichischer Konsul in Khartum und ist im Mahdi-Aufstand der einzige europäische Konsul, der die belagerte Stadt nicht mit dem Dampfer verläßt, sondern mit dem englischen Befehlshaber Gordon bis zum Tode bleibt.

Ganz Europa blickte damals nach Afrika, als Khartum fiel. Es blickte aber auch noch weiter nach Süden, denn hier in Innerafrika hielt sich, abgeschnitten von Ägypten durch den Mahdi ein Gouverneur des ägyptischen Vizekönigs, der nicht kapitulieren wollte: Emin Pascha.

Trotz seines arabischen Namens stammte dieser Emin Pascha aus dem schlesischen Oppeln, wo er als Eduard Schnitzer geboren wurde. Nach Studien der Medizin und der Naturwissenschaften ging er ins Osmanische Reich, wo er als Arzt in Bar (Antivari), Trapezunt und Janina wirkte. Seit 1875 ist er in Ägypten, tritt in die Dienste Gordon Paschas und wird Statthalter in der Äquatorialprovinz. Bei aller Reiselust und trotz seiner Erlebnisse in fremden Ländern hing Emin Pascha mit unvorstellbarer Sehnsucht an seiner schlesischen Heimat. Verschiedene Zitate aus seinen Briefen zeigen, wie dieser „Abenteurer und Forscher, Arzt und Beherrscher der schwierigen afrikanischen Dialekte, Geograph und Politiker, Kauz und Dämon“ auch in Innerafrika noch schlesisch geprägt war. Karl Schindler überschrieb nicht umsonst seinen Aufsatz in der Festschrift für Karl Schodrok zum 80. Geburtstag mit *Emin Pascha – der getreue Schlesier*.

„Die Heimat kann selbst durch alle Ehren- und Gunstbezeugungen nicht in den Hintergrund gedrängt werden“, schreibt Emin Pascha aus der Türkei ins heimatliche Neiß. In Afrika wird er noch wehmü-

tiger. „Der Brief, den ich erhalten, hat wieder alle die schlummernden Erinnerungen und Bilder wachgerufen, und die Laute meiner Sprache klingen mir gar wehmütig ins Herz“. Aus dem Sudan sendet er Antiquitäten und kostbare völkerkundliche Stücke an das Breslauer Museum und fügt hinzu: „Man fühlt sich doch noch immer als Schlesier.“ In Afrika erinnert er sich auch an seinen Breslauer Professor Grube, mit dem er einst eine Exkursion im Mährisch-Schlesischen Gesenke durchgeführt hatte: „Mein alter Lehrer Grube hätte sich gefreut, hätte er mich auf meinen Wanderungen begleiten können.“

Und während ihn viele zu Hause beneideten, da er ferne Länder sah, ist in einem Brief an seine Schwester in Neiße sein Wunsch am oberen Nil: „Ich möchte einmal noch die alten Linden in Rochus sehen.“ Und in einem anderen Brief nach Breslau: „Hängen alle Leute an ihrer Heimat, so ist uns Schlesiern eine besondere Herzensecke für dieses Gefühl eigen.“

Gerne möchte er noch nach Breslau, doch „leider haben es der Zeiten Läufe nicht gestattet, und statt im ‚Schweidnitzer‘ gutes Bier zu trinken, werde ich mich mit schlechtem Wasser in Zentralafrika begnügen müssen“. Nicht nur das: In Zentralafrika wurde er auch ermordet.

Die Entdeckung der eigentlichen Nilquelle erfolgte durch Richard Kandt aus Posen. Das Deutsche Reich zählte inzwischen auch Deutsch Ostafrika zu seinen Kolonien. Hier wirkte Richard Kandt bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges als deutscher Resident in Ruanda. In seinem Werk *Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils*, das in zwei Bänden seit 1904 mehrere Auflagen erlebte, beschreibt er seine Expeditionen, die ihn bis zu den Quellen des Rukarara, des eigentlichen Nilquellflusses, führten.

Von Beruf eigentlich Nervenarzt, wandte er sich schon früh Afrika und dem Problem der Nilquellen zu und forschte im Gebiet des Kagera-Nils. Seine zwei Bände, in denen er Tagebuchnotizen, Briefe, Skizzen und Stimmungsbilder lose vereinte und zusammenfügte, werden als „Zierde des Afrikaschrifttums“ bezeichnet. Im Ersten Weltkrieg wurde der deutsche Arzt an der russischen Front bei einem Gasangriff schwer verwundet, als er einem Verletzten helfen wollte. Nicht mehr fronttauglich, arbeitete er als Arzt in Wolhynien für die ruthenische Landbevölkerung, zog sich eine Tuberkulose zu und starb nach langem Leiden am 29. April 1918 im Reservelazarett in Nürnberg, wo er auch begraben ist.

Lebendig liest sich noch heute sein *Caput Nili*. Wir lesen von Sansibar und der Deutsch-Ostafrikanischen Küste, von den großen Karawanenstraßen und der Ugalla-Sindi-Expedition, seinem Ringmarsch um die Vulkane und erleben dann mit ihm, wie er dem Rukarara immer weiter aufwärts folgt, besessen vom Ziel, die Nilquelle zu fin-

den, die man zu Ende des 19. Jahrhunderts immer noch so suchte wie 2000 Jahre früher.

„Es war das Ende eines Tales, das ich Mitte August 1898 mit meiner Karawane erreichte. Nur noch als 30 Zentimeter breites Rinnsal kam hier der Rukarara aus der pfadlosen, mit Wald und üppigster Vegetation erfüllten Schlucht. In diese drang ich am nächsten Tag mit einem Eingeborenen und einigen meiner Leute ein. Es war eine schlimme Arbeit; für je 500 Meter brauchten wir fast eine Stunde. Aber mit Äxten und Haumessern brachen wir uns Bahn, und oft im Morast bis zum Leib versinkend, oft auf allen Vieren in dem eiskalten Bach selbst kriechend, durch Schluchten und Nebenschluchten langsam ansteigend, erreichten wir nach mühevollen Stunden, erschöpft, durchnässt, von oben bis unten besudelt, einen kleinen feuchten Kessel am Ende einer Klamm, aus deren Boden die Quelle nicht sprudelnd, sondern Tropfen für Tropfen drang: Caput Nili.“

Was Jahrhunderte nicht wussten und die Menschen des 19. Jahrhunderts faszinierte wie zuvor nur die Entdeckung Amerikas, war Wirklichkeit: Richard Kandt stand an der Quelle des Nils.

Rudolf Grulich

Er rettete 1525 den Deutschen Orden

Zum 475. Todestag des Deutschmeisters Walther von Cronberg

Man feiert heuer den 450. Todestag des abtrünnigen Hochmeisters des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der 1525 seine Ordensgelübde brach und evangelisch wurde. Gegen seine Gewissensentscheidung ist nichts einzuwenden, aber dass er den Ordensstaat, der ihm nicht persönlich gehörte, säkularisierte und für sich beanspruchte, war mehr als ein Treuebruch. Es war Unrecht und Anmaßung, womit die Geschichte Preußens beginnt, das erst 1947 von den Alliierten als Unrechtsstaat abgeschafft wurde.

Zwar verhängte Kaiser Karl V. die Reichsacht über Albrecht von Brandenburg und der Orden klagte lange beim Reichskammergericht gegen den Raub, aber erfolglos.

Dass der Orden damals nicht unterging und bis heute besteht, ist Walther von Cronberg zu verdanken, dem damaligen Deutschmeister des Ordens. Der Hochmeister war der höchste Ritter im Ordensreich, das ein selbständiges Staatswesen war und nicht zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehörte. Innerhalb des Reiches aber war der Deutschmeister die höchste Instanz. Bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches 1806 war das eigentliche nun säkulare

Preußen nicht Teil des Reiches, auch wenn es dem Fürsten von Brandenburg gehörte, der sich 1701 selber zum König in Preußen erklärte und damals die Schwäche Polens ausnützte, zu dessen Krone Preußen gehörte.

Walther von Cronberg wurde 1477 auf der Burg der Reichsritter von Kronberg im Taunus geboren. Sein Vater Johann VI. war Amtmann zu Oppenheim, ein Bruder Walthers war Domherr in Mainz. Bereits mit 16 Jahren wurde Walther in der Ordenskommende Sachsenhausen in den Deutschen Orden aufgenommen, wozu Bürgen und Aufschwörer gestellt werden mussten. 1526 wurde er zum Deutschmeister gewählt und verlegte den Deutschmeistersitz nach Mergentheim, weil der bisherige Sitz, die Burg Horneck, im Bauernkrieg zerstört worden war. Nach dem Verrat des Hochmeisters wurde er von Kaiser Karl V. als Administrator des Hochmeistertums anerkannt, woraus später der Titel *Hoch- und Deutschmeister* entstand. Zwar war dadurch der nominelle Besitzanspruch auf den Ordensstaat in Ostpreußen enthalten und Walther wurde sogar auf dem Reichstag in Augsburg vom Kaiser mit Preußen belehnt, aber in der Praxis war eine Ausübung der Herrschaft in Preußen nicht mehr möglich. Deshalb wurde auch der Sitz des Hochmeisters nach Mergentheim verlegt. So wurde die Ballei Franken zum neuen Zentrum des Ordens, bis Napoleon ihm ein Ende machte und der Deutsche Orden nur in den Habsburgergebieten weiter bestehen konnte, und zwar mit dem Sitz des Hochmeisters in Freudenthal und mit Pfarreien und Besitzungen in Mähren und Schlesien, Österreich, Südtirol, in der Untersteiermark und in der Krain, im heutigen Slowenien. Erst nach der Vertreibung der Brüder und Schwestern aus der Tschechoslowakei 1946 wurde der Orden wieder in Deutschland heimisch.

Als Walther von Cronberg 1543 in Mergentheim starb und in der dortigen Marienkirche sein Grab fand, verlieh Kaiser Karl V. Walthers gewähltem Nachfolger Wolfgang Schutzbar alle Rechte auf Preußen.

In Frankfurt-Sachsenhausen erinnert der Walther-von-Cronberg-Platz an den Retter des Ordens. Eine weitere Großtat dieses edlen Ritters war die von ihm gewährte Aufhebung der Leibeigenschaft gegen einen jährlichen Zins von 15 Gulden. Das ist besonders beachtenswert, weil ein Jahrzehnt früher es Bauern waren, die nicht nur die Burg Horneck als Deutschmeistersitz sondern auch andere Besitzungen des Ordens zerstört oder geplündert hatten.

Rudolf Grulich

Beachten Sie bitte unser Bücherangebot auf Seite 32!

Der größte Barockmaler Böhmens

Zum 350. Geburtstag von Peter Johann Brandl

Als Sohn eines Schneiders und Gastwirts am 24. Oktober 1668 in Prag geboren, besuchte Brandl das angesehene Prager Jesuitengymnasium, um danach eine Ausbildung als Maler zu beginnen. Der Lehrer Peter Brandls in Prag war der Maler Christian Schröder, der nach seinen Studien in Rom und Venedig Hofmaler bei Kaiser Leopold I. war. In Prag sind Bilder von ihm im Spanischen Saal der Prager Burg zu sehen. In seiner Lehrzeit 1685 bis 1691 lernte Peter Brandl bei Schröder viele Werke italienischer und niederländischer Meister kennen, da Schröder auch Inspektor der Prager Kaiserlichen Galerie war. Brandl wurde so schon früh mit Porträtmalerei bekannt. Sein Vorbild war nicht sein Lehrmeister, sondern der Maler Karel Škreta, der wie Brandl und Wenzel Lorenz Reiner zu den größten Malern des böhmischen Barock zählt. Brandls Schaffen selbst hatte großen Einfluss auf W. L. Reiner.

Im Alter von 33 Jahren heiratete Brandl die Tochter eines Malers. Sein Sohn Anton wurde als Schüler von Michael Rents Kupferstecher und arbeitete meist in Kukul (Kuks) für den Grafen Freiherr von Sporck. Obwohl Brandl durch seine Werke in hohem Ansehen stand und viele Aufträge hatte, führte er ein unruhiges Leben in ungeordneten finanziellen Verhältnissen. Als Beispiel dafür führen seine Biographen an, dass ihn der Abt des Klosters Grüssau (Krzyszow) in Schlesien aus dem Schuldgefängnis in Königgrätz freikaufen musste, damit Brandl das bestellte Bild für den Hauptaltar in der Klosterkirche Grüssau malen konnte. Brandls Grab befindet sich in der Marienkirche im ostböhmischen Kuttenberg, wo er seine letzten Lebensjahre in ärmlichen Verhältnissen verbrachte und am 24. September 1735 starb. Der Magistrat von Kuttenberg organisierte ihm jedoch ein prächtiges Begräbnis.

Brandl hinterließ ein Werk, das ihn mit Recht zum großen Barockmaler Böhmens machte. In zahlreichen Kirchen der böhmischen Länder sind bis heute seine Altarbilder zu sehen. Wurzbach rühmt an seinen Werken „die Einfachheit der Composition, Schönheit der Gruppierung und Wärme des Colorits [...]. Besonders ist er in der Carnation täuschend wahr“. Was Wurzbach schon 1857 feststellte: „Viele seine Bilder dunkeln leider merklich nach“, gilt für Brandls Werke bis heute, ebenso wie für die Gemälde Škretas in vielen Kirchen, wovon sich jeder Besucher selbst überzeugen kann.

Brandl, der die böhmischen Länder mit einer Ausnahme einer Reise nach Mödling bei Wien nie verlassen hatte, vervollkommnete sein ganzes Talent durch das Kopieren großer Meister, deren Origi-

nale er in Prag sah oder in Kupferstichen kennenlernte. Grüeben sagt von ihm: „Seine Leichtigkeit der Ausführung ist unbegreiflich, er war im Stande, ein figurenreiches Altarbild von fünf bis sechs Fuß Höhe und verhältnismäßiger Breite in einer halben Woche zu vollenden“. Dlabacz gibt die Zahl seiner Bilder mit über fünfhundert an, darunter auch Porträts und Genre-Bilder.

In Prag sind das Hauptaltargemälde mit dem hl. Leonhard in der Kirche des hl. Klemens zu nennen, mehrere Altarbilder in der Kirche Maria vom Siege auf der Prager Kleinseite und in der Kirche der heutigen Erzabtei Břevnov das Altarbild mit dem hl. Gunther. In Königgrätz malte Brandl den hl. Antonius in der Kathedrale und verschiedene Gemälde in der Kirche Maria Himmelfahrt am Königgrätzer Ring. Weitere Werke sind in Doxan (Doksany) und Elbogen (Loket), Kolin und Kuttentberg, Pless (Plasy) und Teplitz (Teplice) zu sehen. In der Grafschaft Glatz, die heute zu Polen, bis 1742 aber zu den böhmischen Ländern und kirchenrechtlich bis ins 20. Jahrhundert zum Erzbistum Prag gehörte, malte er in den Kirchen in Bad Reinerz (Reinharz) und Friedersdorf (polnisch: Biedrzychowice), in Schlesien in Grüssau und Klutschau. Die Nationalgalerie in Prag besitzt ebenso Bilder von ihm wie die Schlösser in Friedland (Frýdlant), Jarmeritz (Jaromeř), Jitschin und Melnik und die Schönbornsche Galerie in Wien.

Rudolf Grulich

„Maria rette uns“

Vor 65 Jahren entstand in Sibirien ein erschütterndes Gebetbuch.

Viele Glaubenszeugen sind namenlos und uns Menschen unbekannt, nur Gott kennt sie. Manche tauchen für einen Moment aus dem Vergessen auf, ihre Namen bleiben. So haben wir durch ein kleines Gebetbuch aus Sibirien ein Zeugnis der Glaubenstreue von fünf litauischen Mädchen, die dorthin wie Hunderttausende ihrer Landsleute von den sowjetischen Besatzern verschleppt wurden. Das Gebetbüchlein wurde vor 65 Jahren geschrieben, denn als es 1960 in den Westen geschmuggelt wurde, enthielt es eine Widmung aus jenem Jahr. Es wurde selbst hergestellt aus schlechtem Papier, 5 x 7,05 cm groß, mit der Hand geschrieben. Ein ausländischer Gefangener, der nach Stalins Tod entlassen wurde, brachte es in den Westen. „Maria, rette uns“, steht in litauischer Sprache auf dem Umschlag. „Marija gelbeki mus“. Im Innern trägt das Büchlein einen Vermerk vom 16. Februar 1953.

Dort heißt es: „Für Franziska, damit du besser mit uns empfinden, betrachten und den Herrn preisen kannst, senden wir dir dieses Ge-

betsbüchlein, Lione G. hat es verfasst, Velé Ber hat das Bildchen gezeichnet, Levute Viz hat es gebunden und ich habe es geschrieben. Adele“

*Franute
kad galitu met
geriau kartu su mumis
jausti, mūsų ir garbinėti.
Diešpatė, suineiname šią
komputą Lionė G. padarė
ją, Velé Ber. piešė, Lemutė
Viz. įklijuo, o aš rašiau.
1953. II. 16 Ad*

PRANUTE (Franziska),

damit du besser mit uns empfinden, betrachten und den Herrn preisen kannst, senden wir dir dieses Gebetbüchlein. Lioné G. hat es verfaßt, Velé Ber. hat das Bildchen gezeichnet, Levuté Viz. hat es gebunden und ich habe es geschrieben.

Ad(elé)

16. Februar 1953

Wir wissen sonst nichts von diesen Mädchen: keinen Familiennamen und kein Alter, keinen Geburtsort und nichts über ihr weiteres Schicksal. Zwischen 1940 und 1955 wurden 400 000 Litauer, 200 000 Letten und 90 000 Esten nach Sibirien verschleppt. Unter ihnen waren auch diese Mädchen. In der Not der Verbannung schrieben sie sich dieses Büchlein, dessen Sprache schlicht und stellenweise auch hart und holprig ist.

Es enthält Gebete am Morgen und Abend, Gebete zum Messopfer, das sie jahrelang entbehren, zur Beichte und zur ersehnten heiligen Kommunion, die sie nicht empfangen konnten. Ein Kreuzweg schließt sich an und verschiedene andere Gebete. Seit Alexander Solschenizyns *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* ist uns das Leben im Straflager literarisch vertraut. Diese Mädchen aber geben religiöses Zeugnis und beten am Morgen:

„Himmel, segne den mühevollen Tag.
Ein schwerer Arbeitstag bricht an.
Heilige Dreifaltigkeit, ich will dich verherrlichen durch
Geduld und durch Ehrfurcht vor meinen Mitarbeitern.
Gib uns Einsicht und Kraft, um alle Missverständnisse,
Ile Schmähungen und allen Haß ruhig zu ertragen.
Segne meine Lieben und mein ganzes Volk,
besonders die Verteidiger des Vaterlandes
die Waisen und alle, die für die Gerechtigkeit leiden.

Verbinde uns alle zur Einheit durch lebendigen Glauben,
durch die unverbrüchliche Hoffnung und die Liebe,
die keine Grenzen kennt. Amen.“

Sie flehen zu den Märtyrern ihres Volkes und gedenken der Freiheitskämpfer, die bis 1953 in Litauen, aber auch in der Ukraine noch gegen die Sowjets bewaffneten Widerstand leisteten. Sie sehen aber auch in Sibirien noch ihre apostolische Sendung, wenn sie zur heiligen Theresia vom Kinde Jesu für die Missionen beten:

Immer wieder rufen sie zur Muttergottes, zu Maria, der Freude der Betrübtten, zur Patronin Litauens, zur Herrin ihres Volkes.

Fern vom Altar meditieren sie gemeinsam und versenken sich in Gedanken in das Geheimnis des Opfers Christi. Sie stellen sich den Priester vor, wie er sich irgendwo im fernen Litauen vor dem Altare verneigt, für die ganze Welt und auch für sie. Wie die ersten Christen rufen sie: „Komm, Herr Jesus, verwandle mein Sein.“ Und immer wieder: „Maria, rette uns.“

Heute können wir mit Recht sagen, dass die Gebete dieser unbekanntenen Mädchen erhört wurden, denn was sich in Litauen ereignet hat, war die religiöse und nationale Wiedergeburt eines ganzen Volkes. In einem Brief, den litauische Katholiken 1982 an Papst Johannes Paul II. schickten, leiteten Katholiken eine Ausgabe der im Untergrund erscheinenden *Chronik der litauischen katholischen Kirche* ein, die ganz dieser Wiedergeburt des litauischen Volkes gewidmet ist. Diese begann in den Jahren des Zweiten Vatikanischen Konzils und erlebte einen Aufschwung, als nach der KSZE-Schlussakte von Helsinki Hunderte von Priestern mutig aufriefen, aus dem Schlaf der Angst und Erstarrung zu erwachen. Es gab Opfer in diesem Kampf für die Kirche, denn noch bis 1988 saßen Priester in den Lagern Sibiriens. Der letzte Priester, der erst 1988 freigelassen wurde, war der spätere Erzbischof von Kaunas, Sigitas Tamkevičius. Als erstes Land der Sowjetunion erklärte sich Litauen 1990 für selbständig.

Mit Dankbarkeit denken heute viele Litauer an ihre mutigen Kämpfer für Religionsfreiheit und Gerechtigkeit, auch an die zahlreichen Unbekannten wie diese litauischen Mädchen.

Rudolf Grulich

Das Albertus-Magnus-Kolleg in Königstein hatte bis 1985 in fünf Auflagen mit insgesamt 110 000 Exemplaren das bescheidene Gebetbüchlein herausgegeben und im Nachwort über den Kreuzweg der Kirche Litauens während der kommunistischen Zeit informiert. Die letzten noch vorhandenen Exemplare der fünften Auflage können in unserem Institut gegen eine Spende bestellt werden.

Unser Bücherangebot

Neu:

Adolf Hampel, *Mein langer Weg nach Moskau. Ausgewählte Erinnerungen*, 2. Auflage, 188 Seiten, EURO 14,80.

Arnold Spruck, **„Wurzeln und Wege“**. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten. EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten. EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“**. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche. **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**. 2017, 192 Seiten. EUR 9,80.